

ANJA MAIER



**LASSEN SIE
MICH DURCH,
ICH BIN
MUTTER**

*Von Edel-Eltern und
ihren Bestimmerkindern*

dürfen auf die alten bürgerlichen Werte: Familie, Zugehörigkeit, Bildung.

Ein Kind ist ja nicht nur ein gesellschaftlich akzeptierter Grund, eine Auszeit vom Alltag zu nehmen. Es macht in unserer demografisch gebeutelten Gesellschaft zugleich aus seiner Mutter und seinem Vater sozial höher stehende Edelwesen, die sich ihres privilegierten Status verdammt sicher sein können. Denn – machen wir uns nichts vor – der Habitus, mit dem in den Bionade-Vierteln Eltern mit ihren Tausend-Euro-Kinderwagen die Gehwege entlangpflügen, ist mitunter eine Zumutung. Er postuliert eine »Hoppla, hier komm ich«-Haltung und macht deutlich, dass aus dem Weg zu springen hat, wer sich nicht fortpflanzt.

Gemessen in Lebenszeit ist dies jedoch ein kurzer Triumph. Denn was

Außenstehende nicht sehen, ist: Hinter den Türen der Altbauwohnungen, in den Wohnküchen und Parkettkinderzimmern wächst eine Generation heran, die ihre Eltern fest im Griff hat. Es sind Jungen und Mädchen, die schon jetzt ihre Familie dominieren, weil Mama und Papa ihnen den Spitzenplatz in ihrer biografischen Prioritätenliste freigeräumt haben. Diese Kinder haben das selbst nicht so entschieden – dennoch, für sie gilt stets: *Me first*. So erleben sie es Tag für Tag mit ihren Eltern, die sich ihnen als Personal zur Verfügung stellen. Und so wird es in den Straßen und Cafés, den Arztpraxen und Supermärkten dieser bundesdeutschen Stadtviertel zelebriert.

Es gibt sie tatsächlich, Mütter und Väter, die sich den Urlaub sparen, weil sie meinen, ihrer Charlotte unbedingt die

bilinguale Privatschule zahlen zu müssen. Freiberufler, die sich keine Unfallversicherung leisten, weil sich der sechsjährige Jonathan die Reitbeteiligung offenbar so sehr wünscht. Vollzeitmütter, die kein eigenes Leben mehr haben, weil sie wie eine amerikanische Soccer Mom das ihrer Kinder organisieren und optimieren. Jederzeit verfügbar. Heraus kommen Hochdruckkinder, die Mandarin und Schlagzeug lernen und deren Mütter nur noch andere Mütter kennen, die alles dafür tun, dass das Leben ihres Kindes gelingen möge. Weil sie wenigstens das zufrieden machen könnte.

Und was ist mit ihrem Leben? Was mit Arbeit, eigenen Freunden, erwachsenen Interessen, der Beziehung? Warum sind Eltern bereit, für ihren Traum von Elternschaft und Nachkommen alle

anderen Pläne fahren zu lassen? Es ist das Politische, das hier ins Private schwappt. Eine Gesellschaft, der die Sinnhaftigkeit von Arbeit verloren gegangen ist, die keine planbaren Biografien mehr kennt und als Ersatz für berufliche Entwicklung sich selbst aufgebende, steuerfinanzierte Elternschaft anbietet, ist tief verunsichert.

Seit der Wende sind 80 Prozent der ursprünglichen Bewohner aus dem Prenzlauer Berg weggezogen. Statt ihrer sind vor allem jene gekommen, die der kleinstädtischen Enge ihres überwiegend westdeutschen Elternhauses entfliehen wollten. Sie haben in den Neunzigern noch ein bisschen Party gemacht und irgendwas mit Medien. Unterwegs ist ihnen – und zwar leider meist den Frauen – der Studienabschluss aus dem Blick geraten,

erst recht, als die Kinder kamen. Dann haben sie halt das gemacht: Kinder erziehen. Und sie haben Schulen gegründet, Fahrradstraßen erstritten, Wohnungen gekauft, und schließlich sind sie wieder in die Kirche eingetreten.

Meine Freundin Sibylle kriegt die Krise, wenn sie mir davon erzählt. Von den Buggygeschwadern, deren Wagenlenkerinnen strengen Blicks ihre Seitenstraße runtertrecken. Von den Schwaben im Bioladen, die »Des isch Berlin!« zischen, wenn das Laugengebäck mal wieder ausverkauft ist. Von den späten Müttern, die sichtlich erschöpft mit ihren Töchtern über die Blaumeise im Spielplatzgebüsch reden, als sei Kindheit ein einziges Weiterbildungsprogramm. »Das ist nicht mehr mein Viertel«, stöhnt Sibylle, »hier herrscht Familiendiktatur.